

7.7 Lebenswelt, Milieu und Kultur

7.7.1 Qualitative Verfahren zur Lebensweltanalyse

Ronald Hitzler und
Anne Honer

Mit dem zu erforschenden Phänomen vertraut zu werden durch praktische Teilnahme am sozialen Geschehen, durch Erwerb der Mitgliedschaft, durch *existentielle* Perspektivenübernahme – dieses Forschungskonzept läßt sich auch als ‚Lebensweltanalyse‘ bezeichnen. Es dient der verstehenden Beschreibung und dem Verstehen durch Beschreibung von sozial (mit-)organisierten Ausschnitten individueller Welterfahrungen.

7.7.1.1 Die mannigfaltigen Sinnwelten

Jeder Sozialwissenschaftler ist auch – und wahrscheinlich sogar vor allem – ein moderner Alltagsmensch und verfügt damit eben quasi-natürlich über die typische Einstellung eines solchen. Andererseits aber weist das Leben in modernen Gesellschaften eine Reihe spezifischer Probleme auf, die durchaus geeignet sind, das ‚selbstverständliche‘ Vertrauen des Sozialwissenschaftlers in die methodische Brauchbarkeit seiner eigenen fraglosen Alltäglichkeit zu erschüttern: Der moderne Mensch ist typischerweise in eine Vielzahl von *disparaten* Beziehungen, Orientierungen und Einstellungen verstrickt und muß tagtäglich mit mannigfaltigen, nicht aufeinander abgestimmten Deutungsmustern und Sinnschemata umgehen. Er gestaltet sein Leben sozusagen als ‚Collage‘ aus Partizipationen an verschiedenen sozialen Teilzeit-Aktivitäten und Zweckwelten, in denen oft völlig heterogene Relevanzen ‚gelten‘ und von denen jede lediglich einen *begrenzten* Ausschnitt seiner Erfahrungen betrifft. Auf, seine verschiedenen Teilzeit-Engagements übergreifende und ordnende, symbolische Sinnsysteme kann er zwar ‚privat‘ rekurren, aber keines der

bereitstehenden Weltdeutungsangebote kann *allgemeine* soziale Verbindlichkeit beanspruchen. In jeder seiner vielen Sinnwelten herrschen eigene Regeln und Routinen, mit prinzipiell auf die jeweiligen Belange beschränkter Geltung (vgl. auch Hitzler, 1988).

Selbstverständlich ist eine derartige Diagnose keineswegs neu: Einerseits hat z. B. bereits Alfred Schütz (1945), im Anschluß an William James (1893), die mannigfaltigen Wirklichkeiten der Lebenswelt strukturell beschrieben, also die Auffächerung der Erfahrung in die Subsinwelten des Alltags, des Traumes, der Phantasien und der theoretischen Einstellung, andererseits haben beispielsweise Georg Simmel (1908) mit seiner Idee von der Kreuzung sozialer Kreise oder Erving Goffman (1974) mit seinem Konzept wechselnder Bezugsrahmen im alltäglichen Erleben diesen Gedanken bereits vorgedacht.

Vor diesem Hintergrund erscheint uns die Lebensweltanalyse als ‚Königsweg‘ der verstehenden Rekonstruktion der in der neueren Wissenssoziologie so genannten ‚kleinen sozialen Formationen‘ in modernen Gesellschaften (vgl. Berger & Luckmann, 1969), die dabei als *kleine soziale Lebens-Welten*, als Partizipationen an Ausschnitten aus der sozial konstruierten und produzierten Welt gesellschaftlichen Erlebens erfaßt werden (vgl. Luckmann, 1970): Kleine soziale Lebens-Welten heben sich im System individueller lebensweltlicher Relevanzen thematisch, interpretativ und motivational als Korrelate spezifischer Interessen und Interessenbündel ab. Diesen Korrelaten eignen jeweils spezifische, sozial vordefinierte Zwecksetzungen, die der einzelne, seinen Relevanzen und Interessen entsprechend, mehr oder minder nachdrücklich internalisiert; d. h., die Gültigkeit dieser sozialen Zwecksetzungen *für ihn* korreliert mit dem Ausmaß seiner Identifikation mit dem jeweils vorfindlichen Sinnsystem. Die kleine soziale Lebens-Welt also eines wie auch immer identifizierbaren sozialen Typus ist ganz einfach *die Welt, wie er sie typischerweise erfährt*.

7.7.1.2 Das Erlangen der Innenperspektive

Wesentlich dafür, daß wir von einer Lebensweltanalyse sprechen können, erscheint uns deshalb der Erwerb der praktischen Mitgliedschaft an dem Geschehen, das erforscht werden soll, also der Gewinn einer existentiellen Innensicht. Diese Forderung wird plausibel, wenn wir uns daran erinnern, was in der Tradition von Alfred Schütz mit dem Begriff ‚Lebenswelt‘ überhaupt gemeint ist: die Welt, wie sie unserer (vortheoretischen) Erfahrung gegeben ist, wie wir sie erhandeln und erleiden (vgl. Schütz & Luckmann, 1979, 1984). D. h., sein konkretes Hier und Jetzt ist das Zentrum der alltäglichen Lebenswelt des Subjekts. Und von diesem Zentrum aus erstrecken sich räumliche, zeitliche und soziale Zonen, die aufgrund individueller Relevanzen geordnet sind. In der theoretischen Einstellung aber tritt das Subjekt – metaphorisch gesprochen – aus diesem Zentrum heraus und substituiert seine Ego-Zentrik kognitiv durch das Interesse an der Frage danach, wie die Welt in *anderen* Perspektiven gegeben ist (vgl. Schütz, 1971a). Diese theoretische Einstellung betrifft die *Analyse*, nicht aber die *Gewinnung* von Daten: In dem Maße, in dem der Sozialwissenschaftler empirisch *im Feld* arbeitet, handelt er *praktisch* in einer konkreten sozialen Umwelt und muß deshalb stets seinen Standpunkt als Teilnehmer mitbedenken. Es geht bei der Lebensweltanalyse also darum, das in Frage stehende Geschehen aus der Perspektive des Insiders und Augenzeugen zu beschreiben und unsere darin einfließenden und daran anschließenden Interpretationen und Analysen als theoretische Sekundärkonstruktionen zu reflektieren. Unser methodologisches Grundproblem besteht folglich darin, die Welt mit den Augen *der anderen* zu sehen, *seinen* subjektiv gemeinten Sinn *seiner* Erfahrungen wenigstens ‚typisch‘ zu rekonstruieren.

Der lebensweltliche Ansatz unterscheidet sich also von anderen, korrespondierenden Ansätzen (wie etwa Lebensstil-, Milieu-, Mentalitäts-, Subkultur-Ansätzen u. ä.) vor allem dadurch, daß mit ihm *essentiell* (und eben nicht nur sozusagen ‚illustrativ‘) ein radikaler *Perspektivenwechsel* verbunden ist – vom Relevanzsystem des Normalsoziologen weg und hin zum Relevanzsystem desjenigen, dessen Lebenswelt beschrieben, rekonstruiert und, wenn möglich, verstanden wer-

den soll. D. h., wenn wir uns einem sozialen Typus mit lebensweltlichem Interesse nähern, dann müssen wir zunächst einmal die vom Normalsoziologen üblicherweise als so bedeutsam erachteten Fragen ausklammern und statt dessen fragen, was denn dem Handelnden – als Typus – wichtig ist, was er als ‚seine Welt‘ erfährt. Und erst von *seinen* Wichtigkeiten aus fragen wir dann nach möglichst genauen Informationen *über* das, was ihm wichtig ist – und wir fragen eventuell, wie es kommt, daß ihm anderes unwichtig ist. So gewinnen wir mit dem lebensweltlichen Ansatz die Welt, wie die *Menschen* sie erfahren, statt der Welt, wie sie nach Meinung der *Soziologen* aussieht. In das ‚Dickicht der Lebenswelt‘ (vgl. Matthiesen, 1983) einzudringen bedeutet also, wie gesagt, das Korrelat unseres Handelns, unseres Erlebens und Erleidens zu beschreiben und den von Schütz formulierten Postulaten *logischer Konsistenz, Adäquanzen und subjektiver Interpretation* entsprechend in theoretische Konstrukte zweiten Grades zu übersetzen.

Ein solcher Forschungsansatz läßt sich *abstrakt* und *allgemein* relativ einfach formulieren. Forschungspraktisch aber ist er mit einer Reihe von Grundsatz- und einer Vielzahl von Detailproblemen verbunden: Lebensweltanalyse ist explorative (erkundende) und investigative (nachspürende) Forschung – und zwar prinzipiell (vgl. auch Douglas, 1976). Der Versuch, Welten zu rekonstruieren, erfordert idealerweise einen sozusagen ‚ganzheitlichen‘ Datenkonstitutionsprozeß. Und dieser erfordert den Einsatz möglichst vielfältiger Methoden, deren Qualitätskriterium darin besteht, ob bzw. in welchem Maße sie geeignet sind, die Relevanzen *des anderen* aufzuspüren und zu rekonstruieren. Und die *Analyse* der Daten erfordert sorgsame, hermeneutisch reflektierte Interpretationsarbeit, um jenseits der Idiosynchasien des anderen wie des Forschers (ideale) *Typen* von Welterfahrungen zu verstehen (vgl. Soeffner, 1989). Kurz: Die *Teilnahme* an einer sozialen Veranstaltung erfordert das, was Kurt H. Wolff (1976) als ‚Hingebung an‘ bezeichnet hat, und was ihm zufolge ‚lehr- und lernbar‘ ist. Das meint nichts anderes als ein Sich-einlassen-Wollen auf den anderen, ein Verstehen-Wollen, und vor allem ein Nicht-besser-wissen-Wollen – und das entspricht wohl auch dem, was Blanche Geer (1964) mit ihrem Plädoyer für

„Neutralität“ gemeint hat. Die ideale Einstellung, um ins Feld zu gehen, ist demnach die, anzunehmen, daß *alles* beachtenswert ist bzw. daß man einfach nicht vorher wissen kann, was sich als *nicht* beachtenswert erweisen könnte.

7.7.1.3 Die empirische Praxis

In diesem Sinne haben auch wir versucht, uns verschiedenen Wirklichkeitsbereichen empirisch anzunähern. Das erste dieser Projekte etwa befaßte sich mit der kleinen Lebens-Welt des *Body-builders* (vgl. dazu Honer, 1985). Der methodische Schwerpunkt dieser Untersuchung lag auf Dokumentenanalysen und insbesondere auf beobachtender Teilnahme. Ergänzend wurden Leitfadenterviews mit narrationsgenerierenden Ambitionen durchgeführt, die sequentiell paraphrasiert und ‚querausgewertet‘ wurden. In einer anderen Studie über *Sozialhelfer* in einem Industriebetrieb (vgl. dazu Honer, 1987b) hingegen war – aus betriebsinternen Gründen – eine solche praktische Partizipation gänzlich ausgeschlossen; selbst nichtteilnehmende Beobachtung war nicht möglich. Durchgeführt wurden deshalb bei dieser Untersuchung offene, unstrukturierte, aber ‚thematisch akzentuierte‘ Interviews, bei deren Auswertung vor allem eine pragmatisch verkürzte Version des Verfahrens der pragmatischen Hermeneutik angewandt wurde.

Im Zusammenhang mit diesen praktischen Problemen ist dann die Idee eines speziellen Intensivinterviews entstanden, das *prinzipiell* drei zeitlich distinkte Phasen umfaßt, sich jedoch *forschungspraktisch* Situationserfordernissen bzw. Feldgegebenheiten entsprechend modifizieren läßt: Durch ein *quasi-normales Gespräch* der ersten Phase wird dabei u. a. die notwendige Vertrauensbasis für weitere Kontakte geschaffen. Die zweite Phase zielt vor allem auf (biographische) *Narrationen* ab. In der Komparation und Kombination des quasi-normalen und des narrationsvezozierenden Gesprächs läßt sich dann ein ‚dichtes‘ kategoriales Raster gewinnen, mit dem in der dritten Phase eine *homogenisierende Befragung* vorgenommen werden kann. So läßt sich einerseits vermeiden, lediglich Forschungsartefakte zu perpetuieren, und trotzdem erhalten wir andererseits, ohne in der Aufbereitung und Darstellung des Materials die Besonderheiten des Einzelfalls vernachlässigen zu müssen, eine zu-

verlässige Basis zum Aufbau differenzierter Typologien von Handlungsabläufen, von Einstellungs- und Darstellungsschemata (vgl. dazu ausführlicher Honer, 1989a). Diese Interviewform ist inzwischen sowohl in einem Projekt über *Heimwerker* (vgl. dazu Hitzler & Honer, 1988) als auch in einer Untersuchung über *Parlamentarier* in Bonn (vgl. dazu Hitzler, 1987) angewandt worden.

7.7.1.4 Die Pluralität der Methoden

Weder die Pluralität der angewandten Verfahren noch gar die Erlangung eines Teilnehmerstatus durch den Forscher lassen sich ohne Verlust von Interpretations- und Rekonstruktionskompetenz ersetzen. Während die *Beobachtung*, ob sie nun verdeckt oder offen, ob sie mehr oder ob sie weniger teilnehmend stattfindet, sich ausgezeichnet dafür eignet, *Handlungsschemata* zu registrieren, lassen sich durch *Interviews* vor allem subjektiv verfügbare (abrufbare) *Wissensbestände* rekonstruieren. Insgesamt jedoch besteht die – auch theoretische – Endanstrengung von Lebensweltanalysen im wesentlichen darin, die möglichst ‚dicht‘ beschriebenen (vgl. Geertz, 1983) Weltansichten zu erfassen, um so die Sinnhaftigkeit konkreter Phänomene, Prozesse und Ereignisse *typisch* zu verstehen.

Und folglich ist *idealerweise* der lebensweltliche Forschungsansatz eben *methodenplural* angelegt, und auch das mehrphasige Intensivinterview ist nicht mehr als *ein* zweckdienliches Verfahrensrezept zur Erzeugung verbalsprachlicher Daten, das möglichst *neben* anderen verwendet wird. Aber gerade dann, wenn die Chancen zur Methodenpluralität stark beschnitten und die existentielle Perspektivenübernahme nur bedingt möglich ist, stellt es doch eine relativ reliable (kompensatorische) Möglichkeit dar zur kontrollierten Rekonstruktion der typischen Sinnhaftigkeiten von Akteuren, die diese als kleine soziale Lebens-Welten erfahren. Die Validität nicht nur solcher Interviews, sondern im wesentlichen auch der beobachtenden Teilnahme und natürlich jeder hermeneutischen Dokumentenanalyse hängt vor allem anderen davon ab, daß der Forscher jeweils die ‚Sprache des Feldes‘ erlernt, denn keinesfalls dürfen wir ohne weiteres *eine* alltagsumspannende Bedeutung der verwendeten Begriffe voraussetzen. Nur wenn wir uns darauf zu-

verständigen vermögen, daß der ‚Vorteil‘ der soziologischen gegenüber der alltäglichen Weltsicht vor allem darin besteht, die Common-sense-Gewißheiten *nicht* zu teilen und mithin vorsichtshalber immer erst einmal davon auszugehen, daß der andere Mensch, dem wir – wo auch immer – begegnen, in *seiner* eigenen kleinen Welt lebt, die eben *nicht* selbstverständlich auch die unsere und folglich prinzipiell erst einmal (vorsichtig, umsichtig, nachsichtig) zu explorieren ist, nur dann verstehen wir, worin der Sinn von Lebensweltanalysen für die Sozialforschung liegen könnte.

7.7.2 Forschung in Subkulturen

Roland Girtler

7.7.2.1 Begriff „Subkultur“ – klassische Ansätze der Subkulturforschung

Jede Gesellschaft besitzt eine Vielzahl von Nischen, in die Menschen sich zurückgezogen haben, um gemeinsame Aktivitäten zu vollführen. Wo immer eine Gruppe von Menschen ein Stück gemeinsamen Lebens geht, sie miteinander Schwierigkeiten meistert und vielleicht gemeinsame Feinde hat, da erwächst Kultur (vgl. Becker, 1981, S. 72). R. König (1984) kritisiert scharf die Mehrzahl der modernen Soziologen, weil sie so tun, als ob sie das gesamte soziale Leben kennen würden. Sie sehen nicht, daß es selbst in der eigenen Welt Gruppen bzw. Subkulturen gibt, die einem fremd sein können. Es sei daher notwendig, sich diesen Lebenswelten direkt wie ein Ethnologe zu nähern. Lassen sich Menschen auf abweichendes Handeln ein und entwickeln sie gemeinsame Perspektiven, die denen der Gesamtgesellschaft zumindest ansatzweise widersprechen, so spricht man für gewöhnlich von einer *Subkultur* (seien es kriminelle oder elitäre „Subkulturen“, wie Teile des heutigen Adels; vgl. Girtler, 1987a, 1989).

Für Subkulturen ist es charakteristisch, daß sie spezielle Regeln, Rituale, vor allem Machtrituale, eigene Symbole wie Tätowierungen, auffällige Kleidung, teuren Schmuck (typisch sowohl

für Zuhälter als auch für den alten Adel bzw. die Geldaristokratie; vgl. Girtler, 1987b) und eine besondere Sprache besitzen.

Die klassischen Subkulturstudien entstanden in der Chicagoer Schule der Soziologie. Für die Forschungsarbeit der Chicagoer Soziologen, von denen einige aus der Sozialarbeit mit kriminellen Jugendlichen kamen, war die Überlegung bestimmend, daß in komplexen sozialen Gebilden Werte, Normen und Symbole nicht für alle Gesellschaftsmitglieder dieselbe Relevanz haben.

Die beachtenswerte Methode dieser Soziologen – allen voran Robert Ezra Park – war die ‚teilnehmende Beobachtung‘, mit der man *daranging*, durch direkten Kontakt in die jeweiligen städtischen Subkulturen einzudringen, deren Lebenswelt sorgfältig zu beobachten und zu studieren.

Ein früherer Subkulturtheoretiker war Trasher, der zwischen 1919 und 1926 eine Vielzahl von Gangs beschrieb. Er kam zu dem Schluß, daß die Gangs Jugendlicher nur Übergangscharakter haben. Sie sind typisch für die amerikanischen Großstädte und spielen eine wichtige Rolle für die Rekrutierung und Mobilisierung Krimineller (Trasher, 1927). Von großer Bedeutung für die Erforschung von Subkulturen ist auch die Arbeit von Whyte, der drei Jahre lang Mitglied einer Gang war. Er konnte zeigen, daß Gruppen bzw. Subkulturen, wie sie z. B. in den Slums entstehen, festgefügte Strukturen, ein festes Normen- und Wertesystem haben, sowie über einen besonderen Code verfügen (Whyte, 1943/1955). Weitergeführt wurde diese Tradition der Subkulturforschung von Cohen, der festhält, daß jugendliche Subkulturen kollektive Lösungen auf Anpassungsprobleme Jugendlicher sind (Cohen, 1957).

Wichtige Anstöße zum Studium von Subkulturen stammen von H. S. Becker. Becker macht deutlich, wie abweichendes Verhalten erlernt wird und wie sich daraus ein Gefühl für ein gemeinsames Schicksal entwickelt, aus dem schließlich eine abweichende Subkultur erwächst (1963, S. 34). Am Beispiel der abweichenden Subkulturen von Tanzmusikern und von Marihuanarauchern zeigt Becker, wie so etwas wie eine gemeinsame Lebenswelt mit einem gemeinsamen Wissen und einer charakteristischen Symbolik entsteht.

Schließlich sind hier noch die Subkulturstudien, die im Rahmen des Center for Contemporary Cultural Studies (CCCS) in Birmingham um P. Willis (1979) entstanden sind und eine eigene Tradition sozialkritischer Subkulturalanalyse begründet haben, zu erwähnen.

Vor allem Whyte und Becker stehen mit ihren Studien und Überlegungen in einem demonstrativen Gegensatz zu jenen Untersuchungen, die sich kriminellen Subkulturen vorrangig durch die Auslegung von Gerichtsprotokollen, das Auftreten von Straffälligkeiten und durch andere bedeutsame Kategorien nähern. Diese Soziologen vergleicht der Kriminsoziologe Ned Polsky (dem sich auch der Verfasser dieses Artikels verbunden fühlt) mit Zoologen, die den Straftäter wie einen Gorilla hinter Gitter studieren (Polsky, 1973, S. 57). Polsky hält übrigens fest, daß gerade bei der Erforschung krimineller Subkulturen „die Soziologie nicht viel wert ist, wenn sie sich nicht letztlich mit richtigen lebendigen Menschen befaßt, Menschen in ihrer normalen Lebenssituation“ (1973, S. 71). Polsky nähert sich damit dem Postulat des Sozialanthropologen Bronislaw Malinowski, der meint: „Wir brauchen ganz unzweifelbar eine neue Methode für das Sammeln von Beweisen. Der Anthropologe (Soziologe) muß seine bequeme Position im Sessel auf der Veranda der Missions- oder Regierungsstation oder einer Plantage aufgeben... Er muß hinausgehen in die Dörfer und den Menschen bei der Arbeit in den Gärten, am Strand und im Dschungel zusehen“ (Malinowski, 1954, S. 146).

Eine soziologische Analyse von Subkulturen bedarf also eines *direkten Kontaktes* und einer *intensiven Beobachtung*. Dadurch gelingt es auch, die Komplexität des subkulturellen Lebens im wesentlichen zu beschreiben und herauszufinden, wie die betreffenden Menschen ihre Welt selbst sehen und welche Strategien im Detail eingesetzt werden, um entsprechend (abweichend) handeln zu können (vgl. z. B. Girtler, 1985).

7.7.2.2 Die Bedeutung der „teilnehmenden unstrukturierten Beobachtung“

Die „teilnehmende unstrukturierte Beobachtung“ in Verbindung mit dem „freien Interview“ (Girtler, 1984) bietet die Möglichkeit, Werte, Normen und Symbole von Subkulturen adäquat

zu untersuchen. Diese Methode versucht im Sinne der „freien Feldforschung“ ohne Bindung an feste Forschungsleitlinien einen direkten Kontakt und flexible Kommunikation mit der zu beschreibenden Lebenswelt (dazu: Hoffmann-Riem, 1980). Auf diese Weise gelingt eine zumindest annähernde Übernahme der Interpretationen bzw. der Bedeutungszuschreibungen, wie sie die Mitglieder einer bestimmten Subkultur vornehmen (dazu näher: Girtler, 1984, S. 19 ff.).

Die Schwierigkeit des Zugangs

Die teilnehmende Beobachtung in Subkulturen ist ein ungemein mühsames Unternehmen. Für den Forscher ergeben sich laufend Schwierigkeiten, vor allem hinsichtlich eines erfolgreichen Zugangs in eine Gruppe devianten Personen. Um im Sinne der qualitativen Sozialforschung während der Datengewinnung im Feld die ersten Hypothesen erstellen zu können, bedarf es ausreichender persönlicher Beziehungen. Solche zu bekommen, ist nicht leicht.

Auch wenn die Gruppe keine im engen Sinn abweichende ist, so besitzt sie doch verborgene Strategien und Geheimnisse, über die man keinem Außenstehenden und schon gar nicht einem Soziologen gerne etwas erzählt. Der Forscher muß also damit rechnen, daß man ihm mit gehöriger Skepsis begegnet wird. Sind Subkulturen durch Kriminalität, Geheimbündelei u. ä. bestimmt, so können die Schwierigkeiten des Zugangs zu unüberwindlichen werden. In dieser ersten und vielleicht wichtigsten Phase der Forschung muß der Soziologe aus seiner Welt her austreten und im Sinne eines weiten Geistes Kontakt zu Menschen suchen, die ihm einen effizienten Zugang in die Subkultur ermöglichen. Es gehört zu den großen Glücksmomenten eines Forschers, wenn er einen Menschen gefunden hat, der ihm Freund und Führer durch die Welt der Subkultur sein kann. Für gewöhnlich sind solche Kontaktpersonen nicht nur Wegbereiter zu wichtigen Interviews u. ä., sondern sie weisen den Forscher auch darauf hin, wenn ihm etwas vorge-macht oder er angelogen wird. Es bedarf einigen Spürsinn des Soziologen, um einen solchen „Pfadfinder“ zu finden (vgl. Girtler, 1984, S. 69, 75). Bei meiner Studie über die Prostitution in Wien war es ein früherer würdiger Herr der Wiener Unterwelt, der einige intelligente und elo-

quente Dirnen bewog, mir einiges von ihrem Geschäft „ehrlich“ zu erzählen. Durch ihn lernte ich auch Zuhälter kennen, die mich auf seine Empfehlung hin an ihren Aktivitäten am Strich teilhaben ließen (Girtler, 1985). Und bei meinen Forschungen in der Hocharistokratie war es eine liebenswürdige Prinzessin von altem Adel, die mir behilflich war und mich zu Veranstaltungen der „feinen Leute“ mitnahm (Girtler, 1989).

Das Akzeptiertwerden des Forschers

Subkulturelle Freunde dieser Art haben auch eine wichtige Schutzfunktion, vor allem dann, wenn man als Forscher verdächtigt wird, ein „Spion“ oder sonst jemand zu sein, der sich ungebeten in die betreffende Lebenswelt einmengt. So passierte es mir bei meiner Studie über obdachlose städtische Vagabunden (Sandler), daß mich ein eben aus der Haft Entlassener mit einem Bierkrug bedrohte. Ein Sandler, der mein Freund geworden war, beruhigte den Mann und erklärte, daß ich ein ordentlicher „Bursche“ sei (Girtler, 1980). Darauf ließ er von mir ab. Der Forscher muß also damit rechnen, daß man ihm beim Studium von Subkulturen mit Mißtrauen begegnet (vgl. Girtler, 1984, S. 74).

Es ist für ihn wichtig, von den Menschen, denen er in der zu untersuchenden Subkultur begegnet, akzeptiert zu werden. Dazu Whyte: „Bald fand ich heraus, daß die Leute ihre eigene Erklärung entwickelten: ich schreibe ein Buch über Cornerville. Dies könnte als eine allzu vage Erklärung erscheinen und doch genügte sie. Ich fand heraus, daß meine Akzeptierung im Distrikt weit mehr von meinen persönlichen Beziehungen... abhing. Wenn ich in Ordnung war, dann war mein Projekt in Ordnung“ (Whyte, 1955, S. 300). Als „teilnehmender Beobachter“ wird man also mehr akzeptiert wegen der Art der Person des Forschenden als wegen des angeblichen Grundes oder Zweckes der Studie. Der Forscher wird in der ersten Phase der Forschung zu jemandem, der bereits einiges über die Subkultur weiß. Aber irgendwie bleibt er ein Fremder, er bleibt ein „Mitglied im Schweben“ und als ein solches muß er auch lernen, sich im richtigen Moment zurückzuziehen. Er soll nicht den Eindruck der unhöflichen Neugierde erwecken. Das heißt, daß er z. B. bei bestimmten Gesprächen von Kriminellen nicht zuhört oder sich abseits stellt. Dies

kann später durch eine besondere Großzügigkeit honoriert werden. Schließlich ist dem Forscher im Laufe seines weiteren Kontaktes davon abzuraten, sich allzu aufdringlich an das subkulturelle Leben anzupassen. Eine solche übertriebene Anpassung kann bisweilen peinlich wirken, sie kann als unehrlich und vielleicht auch als hinterlistig gesehen werden. Auch darüber berichtet Whyte: „Zunächst konzentrierte ich mich darauf, mich in Cornerville einzupassen... Ich stolperte über das Problem, als ich eines Abends mit den Nor-ton's die Straße runter ging... und ließ eine ganze Latte von Flüchen und Obszönitäten los... Doc schüttelte den Kopf und sagte: Bill, das laß lieber, so zu reden. Das hört sich überhaupt nicht nach dir an“ (Whyte, 1955, S. 304).

7.7.2.3 Die Lebenswelt der Subkultur

Im Laufe der nächsten Forschungsphasen werden die Informationen immer prägnanter, die soziale Struktur der Gruppe enthüllt sich langsam. Der Forscher lernt nun allenfalls die Hierarchie der speziellen „Unterwelt“ kennen, wie, daß Betrüger und Bankeinbrecher für gewöhnlich ein höheres Prestige als Zuhälter besitzen, denn letztere würden „Frauen bloß ausnützen“, oder daß gewisse Zuhälter wegen ihrer Brutalität von anderen Zuhältern gemieden werden. Die Komplexität und Buntheit der Subkultur tut sich nun auf.

Dabei hat der Forscher sein Augenmerk verstärkt auf die Sprache, den Code der Mitglieder der Subkultur zu lenken. Die Benennung von Gegenständen, Handlungen und Menschen kann einiges von Wichtigkeit über die betreffende Lebenswelt aussagen. Darauf verweist auch eine bemerkenswerte Studie, die Lawrence Wieder (1978) in teilnehmender Beobachtung in einem Entlassungslager für Gefangene durchgeführt hat. Er beschreibt in dieser den Code der Insassen und seine Bedeutung für deren Lebenswelt (zur Bedeutung der Sprache in der subkulturellen Forschung s. auch Deutscher, 1971). Auch mir schien es wichtig bei meiner Studie über Dirnen, auf deren Benennungen besonders zu achten. So fiel mir auf, daß Dirnen ihre Kunden in Gegenwart von Polizisten und anderen Außenstehenden als „Herren“ bezeichnen, jedoch gegenüber Zuhältern und ihren Kolleginnen verwenden sie den Ausdruck „Gog!“, mit dem sie den Kunden

degradieren und ihre eigene Souveränität anzeigen wollen (vgl. Girtler, 1985).

Mit der „teilnehmenden Beobachtung“ in devianten Subkulturen ist wohl auch ein gewisses Maß an Ethik verknüpft. D. h. der Forscher darf die betreffenden Menschen nicht als bloße Datenerlieferanten sehen und er muß sich bemühen, diese Personen nicht „hineinzulegen“. Ein Unternehmen, welches nicht einfach ist, bei einiger Sorgfalt jedoch gelingen kann. (Jedenfalls durch meine Studie über Wiens Obdachlose konnte ich erreichen, daß öffentliche Stellen auf die Probleme dieser Menschen aufmerksam wurden und ihnen auch halfen. Und zwei gebildete Sandler, die meine Studie gelesen hatten, meinten, diese wäre – bis auf einige Rechtschreibfehler, die dem Drucker tatsächlich unterliefen – „in Ordnung“.) Damit soll angedeutet werden, daß der erfolgreiche Forscher als „teilnehmender Beobachter“ es bei seiner Forschung nicht mit Zahlen oder Computerausdrücken zu tun hat, sondern mit Menschen, die ihn eventuell voll akzeptieren, die aber auch von ihm geachtet werden wollen. Die echte und ehrliche „teilnehmende Beobachtung“ gerade in Subkulturen – sowohl bei würdigen Ganyonen als auch bei vornehmen Aristokraten – ist demnach eine Methode, die nicht bloß auf intellektuellen oder technischen Regeln beruht, sondern die den Forscher als „ganzen Menschen“ verlangt und erfaßt (vgl. dazu auch den Aufsatz von Polsky, 1973).

7.7.3 Zugangsprobleme bei der Erforschung von Randgruppen

Christian von Wolffersdorff-Ehlert

7.7.3.1 Distanz und Nähe

Wer sich mit der Situation sozialer Randgruppen beschäftigt, macht früher oder später die Erfahrung, daß Marginalität abfärbt. Etwas vom gesellschaftlichen Status und vom Makel des ‚Gegenstands‘ haftet plötzlich auch der eigenen Person an, nistet sich in ihrem Selbstbild ein und

wird im Umgang mit anderen handlungswirksam. Gefängnisbeamte, Heimerzieher und Streetworker, aber auch Therapeuten und Polizisten kennen diesen Übertragungsmechanismus aus ihrem Berufsalltag. Das berufsspezifische Wissen und die Methodenbestände der einzelnen sozialen Dienste bieten pragmatische Lösungsstrategien an: sich nicht ‚zu weitgehend einlassen‘; den Geschichten dieser Leute ‚nicht zuviel Glauben schenken‘; Beziehungen immer nur ‚kontrolliert einsetzen‘ u. a.

Auch in Forschungsprojekten, die sich auf die Untersuchung von Subkulturen und marginalisierten Gruppen einlassen, spielen Lösungsversuche dieser Art eine wichtige Rolle – sei es in Form methodischer Regeln zur Vermeidung unzulässiger Identifikation („going native“) oder als Ergebnis langjähriger Felderfahrungen. Schon immer bildete die Frage, wie die im Untersuchungsprozeß entstehende *Nähe* des Forschers zu sozial abweichenden Lebenswelten und Personen unter Kontrolle gebracht werden kann, ein zentrales Thema der sozialwissenschaftlichen Methodendiskussion. Es war vor allem der Ethnologe G. Devereux (1973), der im methodologischen Anspruch auf Kontrolle der Forschungssituation die Spuren tiefsitzender Berührungängste nachwies. Seine provozierende These vom Zusammenhang von Angst und Methode in den Sozialwissenschaften sowie die Aufforderung an Feldforscher, bestehende Widerstände gegenüber ihrem Untersuchungsbereich als Erkenntnismittel ernst zu nehmen (statt sie als vermeintliche Störfaktoren zu eliminieren), haben zwar in der allgemeinen methodologischen Diskussion einen gewissen Widerhall gefunden. In der Forschungspraxis selbst dagegen erwies sich die Bereitschaft, Zugangsprobleme – wie von Devereux und anderen gefordert – im Kontext von Übertragung, Gegenübertragung und ‚Angst‘ zu analysieren, häufig als sehr begrenzt.

7.7.3.2 Abschied von Illusionen

Auch die ‚Qualitativen‘ haben diese Diskrepanz zwischen Absichtserklärungen und Forschungsrealität schmerzhaft erleben müssen – gerade bei der Untersuchung von Randgruppen. Wesentliche Impulse des auf Offenheit, Reziprozität und Diskurs angelegten Methodenparadigmas trafen auf unerwartete Schwierigkeiten: Desinteresse

der ‚Feldsubjekte‘ (Moser, 1975) an den wohlmeinenden Zielen der Aktionsforschung, Hindernisse auf der politisch-administrativen Ebene, nicht zuletzt aber auch Fehler im Verhalten der Forscher selbst.

Ein zentrales Versäumnis der ‚alternativen‘ Methodendiskussion liegt darin, daß diese Schwierigkeiten bzw. Fehler nur selten offengelegt, (selbst)kritisch beschrieben und auf ihre strukturellen Gemeinsamkeiten hin untersucht wurden. Zwar entwickelte sich aus der methodologischen Reflexion über Praxisbezug, teilnehmende Beobachtung und interpretative Verfahren der Auswertung schnell ein eigener Theoriezweig, der das neue Methodenverständnis mit einem zitierfähigen begrifflichen Überbau versah (Kreissl & v. Wolffersdorff-Ehlert, 1985). Nur eine idealistische Betrachtung kann jedoch darüber hinwegtäuschen, daß auch in qualitativen Verfahren – entgegen ihrer glatten Selbstdarstellung auf dem Parkett der Methodenseminare und Handbücher – Mechanismen der Distanzierung zur Geltung kommen, die die Alltagsstruktur des Feldes verfremden oder sogar verfälschen (Kersten, 1988).

In den folgenden Beispielen zur Feinstruktur einiger ‚Zugangssituationen‘ gilt die spezielle Aufmerksamkeit dem *Arrangement von Offenheit, Kontrollbedürfnis und verdeckten Situationsdefinitionen*, das dem Verhalten der Forscher in einer besonders kritischen Phase der Kontaktaufnahme und Beziehungsklärung zugrunde liegt.

7.7.3.3 Zwischen Talkshow und Verhör: Die Suche nach dem ergebnisreichen Gespräch

Aufgrund der Lebensbedingungen von Randgruppen gestaltet sich der Zugang zum Forschungsfeld oft für beide Seiten als undurchsichtige Situation, in der das Verhältnis von ‚Geben und Nehmen‘ ungeklärt ist. Handelt es sich um Untersuchungen im Bereich totaler Institutionen, dann ist die Wahrscheinlichkeit einer paradoxen Konstellation zwischen Forschern und Befragten besonders groß: Beide haben zwar ein genuines Interesse an ‚Offenheit‘, jedoch aus gegensätzlichen Gründen, die eben diese Offenheit verhindern und statt Kommunikation nur ein Frage-Antwort-Ritual entstehen lassen.

Das folgende Beispiel bezieht sich auf Gruppengespräche mit inhaftierten Jugendlichen (Kersten & v. Wolffersdorff-Ehlert, 1980): Ziel des Projekts war zum einen die biographische Rekonstruktion von Sozialisationsverläufen, die zur Verfestigung delinquenter Karrieren sowie zum Eingreifen von Kontrollinstanzen geführt hatten. Darüber hinaus verfolgten die Forscher

aufgrund ihres praktischen Engagements in einer sozialpädagogischen Wohngemeinschafts-Initiative das Ziel, die Gesprächsteilnehmer für die Zeit nach der Entlassung an diesem Projekt zu interessieren.

In wiederholten Anläufen und mit verteilten Rollen arbeiten die beiden Forscher auf eine Strukturierung der Gruppendiskussion hin, die ihnen die Möglichkeit geben soll, die Äußerungen der Gefangenen immer wieder im Fokus des ‚Kollektiv-Themas‘ zu bündeln. In ihrer Festlegung auf den selbstgewählten Gesprächsleitfaden entgeht ihnen, daß ihre Fragen bei den Gefangenen vor allem als Aufforderungen zu verallgemeinerter Problemsicht ankommen, die ihnen unterschwellig die Rolle von Interpreten ihrer beschädigten Biographie zuweisen. Die Gefangenen zeigen an einer Perspektive von Zusammenwohnen und -arbeiten über die Zeit der Inhaftierung hinaus keinerlei Interesse und betrachten das wöchentliche Gespräch mit den Forschern vor allem als Abwechslung von der Öde des Knastalltags. Die Forscher sehen sich dadurch nach einiger Zeit des einzigen Mittels zur Durchsetzung ihrer Situationsdefinition beraubt. Auf diesen Verlust reagieren sie mit resigniertem Laufenlassen des Gesprächs („Talk-show“), gezieltem Abfragen von Themen („Verhör“) und Ungeduld. Je weniger sie im Gesprächsverlauf den von ihnen erhofften wissenschaftlichen und praktischen Ertrag erkennen können, desto mehr entgehen ihnen die *realen* Bedingungen der Gesprächssituation und die Machtverhältnisse, die sich in der Gruppe einspielen. Als sie kurz davor sind, das Projekt aufgrund der ‚Unergiebigkeit‘ der Diskussionen einzustellen, bricht in der Gruppe ein Konflikt aus, bei dem es um den Ausschluß eines Gefangenen von den Gesprächen und um Positionen innerhalb der Knasthierarchie geht.

Mit ihrer pädagogisierenden Haltung und ihrem Versuch, sich ihre vorgedachten Gesprächsthemen von den Gefangenen durch O-Ton-Statements aus erster Hand bestätigen zu lassen, stehen sich die Forscher selbst im Wege. Ihr Zugang zum Feld entwickelt sich zu einer planlosen Flucht nach vorn, bei der sie schließlich über ihren eigenen Schatten stolpern. Erst als sie im Verlauf des erwähnten Konflikts gezwungen werden, Farbe zu bekennen und sich persönlich auf die Gefangenen einzulassen, entsteht die zuvor vergeblich beschworene ‚offene Gesprächssituation‘.

Für den weiteren Verlauf des Projekts ist entscheidend, daß sich die Forscher von ihrer ursprünglichen Rolle lösen können. Längere Phasen des Schweigens erzeugen in ihnen nicht mehr die Angst, mit leeren Händen in ihr Institut zurückzukehren. Auch von dem zwanghaften Impuls zur fortlaufenden Vorzensur des Gesprächs-

inhalts nach ‚forschungsrelevanten‘ und unergiebigsten Themen können sie sich allmählich freimachen. Erst auf der Basis dieser partiellen ‚Nachsozialisation‘ der Forscher selbst (v. Kardorff, 1988a, S. 85) entsteht im Laufe der folgenden Monate etwas, das den Namen Untersuchung verdient – eine sehr andere Untersuchung allerdings als diejenige, die sie im Blick auf Aktionsforschung und Praxisrelevanz für sich konzipiert hatten.

7.7.3.4 Wer hat den schwarzen Peter? Zugangsprobleme in ideologisch umstrittenen Praxisfeldern

Um Schwierigkeiten anderer Art geht es im folgenden Beispiel. Das Projekt, dem es entnommen ist, befaßte sich mit der Problematik der geschlossenen Unterbringung in Heimen – einem in der Jugendhilfe seit längerer Zeit kontrovers und emotional diskutierten Thema (v. Wolffersdorff & Sprau-Kuhlen, 1990). Den Kritikern dieser Maßnahmen gelten geschlossene Heime als Bankrotterklärung emanzipatorischer Sozialpädagogik, ihren Befürwortern als letztes Hilfs- und Therapieangebot im Rahmen der Jugendhilfe – als Ultima ratio vor dem Eingreifen schärferer Sanktionssysteme (Arrest, Haft) bzw. psychiatrischer Unterbringung.

Schon von dieser widersprüchlichen Besetzung des Feldes her konnten bei der Entwicklung des Projekts Zugangsprobleme nicht ausbleiben. Hinzu kam, daß der Auftrag zu dieser Untersuchung durch ein Bundesministerium ergangen war und von daher ein gewisses politisches Gewicht besaß. Empfindliche Fragen wie die nach der Vergleichbarkeit von Einrichtungen und der wissenschaftlichen Meßbarkeit von ‚Effizienz‘ wurden aus diesem Grunde schon in den Vorgesprächen der Projektgruppe mit Vertretern von Verwaltung und Praxis akut.

Sowohl auf administrativer Ebene als auch in den Heimen selbst begegnet man den Forschern mit dezidiertem Mißtrauen, das sich auch durch den Hinweis auf den offiziellen Projektauftrag nicht zerstreuen läßt. In beiden Fällen geraten sie unter Rechtfertigungsdruck. Einmal sind es frühere schriftliche Äußerungen, die den Projektmitarbeitern nun vorgehalten werden, weil sie sie als potentielle Vertreter der ‚Gegenseite‘ verdächtig machen; ein anderes Mal wird ihnen vorgeworfen, unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit auf eine gezielte Skandalisierung dieser Heime hinzuwirken. Erst im Laufe einer aufwendigen Reiseaktion, in der die Projektmitarbeiter ca. 20 Einrichtungen besuchen und jeweils ein bis zwei Tage lang mit Heimleitern, Heimpsychologen und Erziehungspersonal

über die geplante Untersuchung diskutieren, entspannt sich die Situation.

Gleichzeitig führt eben diese Annäherung der Forscher an den umstrittenen ‚Gegenstand‘ zu neuen Schwierigkeiten. Von den Verfechtern einer bedingungslosen Ablehnung geschlossener Heime wird ihnen der Versuch einer unvoreingenommenen und alltagsnahen Beschreibung des Feldes verübelt. Noch bevor das erste Gespräch mit Jugendlichen und die erste Beobachtung des Gruppengeschehens stattgefunden haben, sitzen die Mitarbeiter mit ihrem Vorhaben zwischen allen Stühlen.

Besonders in bezug auf Projekte mit öffentlichem bzw. staatlichem Untersuchungsauftrag zeigt dieses Beispiel verallgemeinerbare Strukturen. Die Position der Forscher im Untersuchungsfeld gestaltet sich als Gratwanderung zwischen gegensätzlich motivierten Vereinnahmungsversuchen. Von beiden Seiten wird ihnen bereits im Vorfeld der eigentlichen Untersuchung eine inhaltliche Entscheidung nahegelegt, die auf eine Präjudizierung dessen hinausläuft, was durch das Projekt gerade erfragt und geklärt werden soll. Jede der Optionen, die sie vor diesem Hintergrund besitzen, erweist sich bei genauerer Prüfung als prekär: Lassen sie sich im Interesse eines ungehinderten Zugangs zum Untersuchungsfeld auf eine Entschärfung ihrer Fragestellung ein, so riskieren sie neben persönlichem Gesichtverlust banale Ergebnisse. Legen sie sich auf die ritualisierten Frontverläufe der in diesem Bereich etablierten Pro-und-Contra-Debatten fest, so nehmen sie sich damit die Möglichkeit, im Verlauf der Untersuchung überhaupt noch etwas Neues in Erfahrung zu bringen.

7.7.3.5 ‚Gretchenfragen‘

Die skizzierten Beispiele machen auf unterschiedliche Weise Mechanismen sichtbar, durch die sich Basisstrukturen des jeweiligen Praxisfeldes auf die Forschungssituation übertragen. Während sie im ersten Falle ihren Abstand zu den wirklichen Bedürfnissen der ‚Betroffenen‘ unterschätzen und sich unversehens in der kopflastigen Rolle ‚konventioneller Sozialforscher‘ wiederfinden, sehen sie sich im zweiten Beispiel der Gefahr ausgesetzt, klassischen Projektionsmechanismen der Jugendhilfe aufzusitzen: So, wie sich dort ‚gute‘ Praxisfelder (ambulant, offen, gemeindenah, bedürfnisorientiert und auf Diversion bedacht) und ‚schlechte‘ Praxisfelder

(einschließend, einlegen, institutionenorientiert und autoritär) in immer neuen historischen Varianten gegenüberstehen (vgl. Peukert, 1980), soll sich auch Forschung darauf verstehen, jeweils für eine Seite Partei zu ergreifen und deren Problemsicht möglichst wirkungsvoll zur Geltung zu bringen.

Das Szenario der hier skizzierten Zugangsprobleme (die in gewissem Sinne immer auch ‚Abgangsprobleme‘ implizieren – von denen in Methodenbüchern auffälligerweise noch seltener die Rede ist als von Zugangsproblemen) ließe sich um viele weitere Aspekte ergänzen.

Allerdings: Um mit solchen Schwierigkeiten überhaupt offen und konstruktiv umgehen zu können, täten gerade Projekte mit qualitativem Methodenanspruch gut daran, die anfangs erwähnten Einsichten von Devereux konsequenter zu befolgen als bisher. Die ungeschminkte Dokumentation von Zugangsproblemen in ihrem strukturellen und ihrem persönlichen Bedeutungsgehalt ist eine unabdingbare Voraussetzung dafür – ganz abgesehen davon, daß sie die Chance für Lernprozesse enthält, die sich in der Forschungsarbeit erst auf den zweiten Blick erschließen.

7.7.4 Migration und Ethnizität

Frank-Olaf Radtke

7.7.4.1 Von der Migrations- zur Minderheitenforschung

In einem frühen Aufsatz hat Meillassoux (1980) gefragt, was Arbeitsmigration mit Ethnologie zu tun habe (vgl. auch Bukow & Liaryora, 1988). Polemisiert werden sollte mit der Frage gegen den seit Mitte der 70er Jahre in der bundesdeutschen Migrationsforschung vorherrschenden (Multi-)Kulturalismus, der die weltweite Arbeitskräftewanderung im Zuge der Internationalisierung der Arbeitsmärkte als Problem der *kulturellen Integration* in die Aufnahmegesellschaften thematisierte.

Die Forschung im Kontext der seit 1955 in der Bundesrepublik Deutschland einsetzenden Ar-

beitskräfteanwerbung war – abgesehen von einer kurzen Periode der politisch-ökonomischen Kritik in den 60er Jahren (vgl. Berger, 1989) – *Auftragsforschung*, deren Forschungsfragen von den Grundprämissen der jeweiligen Ausländerpolitik abhängig waren. Wilpert (1984) unterscheidet drei Phasen der Arbeitsmigration: (a) die Phase der Anwerbung von Arbeitskräften bis 1973, (b) die Phase der Infrastruktur-Debatten zwischen 1974 und 1978 und (c) die Phase ‚Assimilierung oder Rückkehr‘ von 1978 bis heute (vgl. auch: Korte & Schmidt, 1983). In der Zeit bis 1973 beschäftigte sich die Mehrzahl der Forschungsarbeiten mit Erwägungen über die Kosten-Nutzen-Relation der internationalen Arbeitsmigration. Erst in der Periode ab 1974 rückten Untersuchungen über notwendige Infrastrukturmaßnahmen (Wohnen, Erziehung, Gesundheit, soziale Sicherung) zur Vermeidung sozialer Konflikte in den Vordergrund, und seit Beginn der 80er Jahre werden unter dem Eindruck der De-facto-Einwanderung die Arbeitsmigranten als soziale und *ethnische* Minderheiten aufgefaßt (vgl. Heckmann, 1981).

Dies war die Einbruchsstelle für ethnologische Betrachtungsweisen. Integration wird in dieser Perspektive nicht in erster Linie analysiert unter dem Aspekt der politisch-rechtlich-sozialen Gleichstellung (Inkorporation) in den sozialen Institutionen des Aufnahmelandes, wie dies noch die makrosoziologisch orientierte Arbeit von Hoffmann-Novotny (1973) nahelegte, sondern Integration wird verstanden als individuelle Aufgabe des einzelnen Migranten, der die aus der Kulturdivergenz entstehende Anomie zu bewältigen und sich mit den vorgegebenen Normen der Aufnahmegesellschaft auseinanderzusetzen habe. Integrationsschwierigkeiten werden aufgrund mangelnder Akkulturation und fehlender Handlungskompetenz tendenziell den Zugewanderten zugerechnet. Folgerichtig lag ab Mitte der 70er Jahre der Schwerpunkt der sogenannten Ausländerforschung im Bereich der Aufklärung der Kulturdivergenzen und der damit verbundenen Konflikte mit dem Ziel, die Schwierigkeiten der Migranten besser verstehen und ihnen schließlich bei der Bewältigung mit schul- und sozialpädagogischen sowie therapeutischen Angeboten behilflich sein zu können (vgl. Rilling, 1982).

